



Niederdeutsches Heimatblatt

Nr. 3.

Beilage der „Nordwestdeutschen Zeitung“.

1925.

Mein Mutterland.

Von Heinrich Gemann.

Ich will dich lieben für und für,
Mein Mutterland.
Will schmücken deinen Frieden dir
Mit frühlingsfrischer Blumenzier,
Meit Herz an deinem Herzen dicht,
Getrost und voller Zuversicht,
Mein Mutterland.

Es brausen Stürme übers Meer,
Mein Mutterland.
Mein Zuversicht ist stolze Wehr,
Sie schlägt das Land von Feinden leer,
Streut Blumen auf den Weg und Grün,
Dein Dornenweg soll in Rosen blühn,
Mein Mutterland.

Du wirst nie feiger Knecht der Fron,
Mein Mutterland.
Fron ist dir Tochter, ist dir Sohn,
In ihrem Herzen steht dein Thron,
In ihrem Herzen fallen sich
Die Hände ewig über dich,
Mein Mutterland.

Aus starrem Trost wächst Zuversicht,
Mein Mutterland.
Und steht der Feind auch dicht an dicht,
Er trifft das Herz des Kindes nicht,
Das Herz behält den Glockenklang.
Das ist ein Lied von Waffen blank,
Mein Mutterland!

Landesfinder, im Golde des Auslandes kämpfend.

Von Erich Kinderkötter (Bremerhaven).

(Nachdruck verboten.)

Es ist eine altbekannte Tatsache, daß der Deutsche von jeher in sich als vornehmste Pflicht trug, seinem Herrn in Not und Tod und Kampf selbst unter Aufopferung des eigenen Lebens treu ergeben zu sein, selbst auch dann noch, wenn es sich nicht um die Verteidigung des Vaterlandes, der eigenen Scholle, handelte, sondern auch dann, wenn Fürstenmacht ihn zwang, in fremden Ländern Kriegsdienste zu tun. Schon im Landsknechtswesen des Mittelalters trat ja diese Tatsache auffallend in die Erscheinung. Aber oft war es nicht immer der bloße Gold, der sie in den Tod jagte, gleichgültig, für wen sie kämpften, oft war es auch die Liebe zu Vaterland und Kirche, die die „frommen“ Landsknechte veranlaßte, in den Kampf zu ziehen, sagt uns doch ein solches Landsknechtlied von 1516 in seinen Schlusstropfen:

„Daneben wollen wir Landsknecht gut
Dran wagen unser Leib und Blut
Zu Schutz und Kirch und Landen,
Din Gottes Wort wird rein gelehrt,
Da auch noch Buch vorhanden.“

Und welcher Sinn die oft zu Unrecht getadelten Landsknechtscharen beherrschte, geht aus einer anderen Strophe aus demselben Liede hervor, „... daß in Eyl gemacht ein junger Landsknecht wohl geacht zu freundlichem Gefallen.“ Sie lautet, ein Kennzeichen kindlich-frommen Glaubens:

„Wir haben auch auf unser Zeit
Eyn starken Heldt, der für uns streit,
Von Macht ist nicht feins gleichen:
Gotts ew'ger Sohn mit seinem Heer,
Dem muß all Gewalt entweichen.“

Und so ging dann der Landsknecht in voller Glaubenszuversicht in den Kampf, ohngeachtet dessen, was ihm geschehen würde:

„Wir han gar kleine Sorgen
Wohl um das röm'sche Reich.
Ich sterb' heut' oder morgen,
Das gilt uns allen gleich.“

Nicht so willig und dennoch gehorsam dem Befehle, haben (noch) in späteren Jahrhunderten Tausende deutscher Krieger sich zum Dienst im Auslande verkaufen lassen. Einige der Beispiele, die als ein dunkles Blatt in der Geschichte anzusprechen sind, mögen hier Raum finden.

In einer 1783 erschienenen gedruckten „Nachricht von des ehemaligen Verdischen Bischofs Eberhards von Holle Leben und Verordnungen“ wird ein damals in der Registratur des Klosters Verden vorhandener Brief der Töchter des Christen Georg von Holle erwähnt, wodurch diese, nämlich Catharine, Ernst von Alten Witwe, Gertrud, Hermann von Ipsenbruchs, und Dorothea, Töchter von Alten Frauen 1580 am Sonnabend nach Judica den Churfürsten von Sachsen um Vorratsung bey dem Könige Friedrich II. von Dänemark bitten.

Was war der Grund, daß man den Kurfürsten von Sachsen als Fürsprecher anrief. Die Geschichte und die vorhandenen Akten lassen uns einen tiefen Blick in die Zeit tun und geben uns Aufklärung, wie wenig oft Fürstentum als Manneswort geachtet wurde. Der genannte Dänenkönig Friedrich II. führte in den Jahren 1563–1570 den sogenannten „Dreikronenkrieg“, oder wie man ihn infolge der Zeitdauer auch bezeichnete, den nordischen siebenjährigen Krieg. Es war ein Streit zwischen Schweden und Dänemark, hervorgerufen durch die verschiedenen Handelsinteressen der beiden nordischen Länder. Als äußerer geringer Anlaß zu dem Ausbruch der Feindseligkeiten wurde die Verletzung des schwedischen Landeswappens, das als ein Deutzeichen an die Ralmarer Union drei Kronen trug, die auch Dänemark in sein Wappen aufnahm, und nicht entfernen wollte, angesehen. Der Krieg wurde erbittert unter Ausbietung aller Kräfte beiderseits zu Wasser und zu Lande geführt. Zwar wurde durch einen Sturm ein Teil der dänischen Flotte vernichtet, aber Daniel von Rantzau errang dafür zu Lande doch so nennenswerte Vorteile — er siegte am 20. Oktober 1565 bei Svarteraa über ein ihm an Zahl dreifach überlegenes Schwedenheer —, daß schließlich 170 der Frieden zu Stettin für Dänemark äußerst günstig ward. In diesem Dreikronenkriege waren auch deutsche Truppen beteiligt, und der Obrist Georg von Holle, der Vater der drei vorgenannten Frauen, hatte es übernommen, für den König Friedrich II. ein Heer zu werben. Er war selbst am 4. Mai 1563 vom König in Segeberg in Dienst genommen, und es war ihm aufgetragen, 20 Fähnlein Landsknechte zu je 400 Mann zu einem Regimente zu sammeln und zu vereinigen. Als Entschädigung wurden jedem Manne monatlich 4 Gulden zugesichert. Aus dieser Tätigkeit leiteten die Nachkommen des Obristen Georg von Holle das Bestehen einer Forderung über 244 000 Taler her,

die der Dänekönig zahlen sollte. Die Chronik berichtet uns interessante Einzelheiten zur Begründung dieser Forderung. Es heißt in derselben wörtlich:

„Am 11. Julius 1564 war der König dem Obristen und seynen 15 Hauptleuten 209 361 Rthlr schuldich geblieben, und versprach, sie nächstens bis auf 70 000 Rthlr zu bezahlen.“

Am 19. März 1565 versprach der König, die vor Tuch und Zeug schuldigen 14 200 Rthlr dem Regiment vor Pfingsten zu zahlen.

Am 11. Dezember 1565 schloß der König mit dem Regimente eine neue Kapitulation zu Kopenhagen unter folgenden Bedingungen:

Jeder Hauptmann bekommt vor Ablauf der Woche 50 000 Rthlr und für 2000 Rthlr Seide und Tuch, und auf die Restantes Obligationen, die Verzinsset, aber in zwey Terminen vor Ostern 1567 ausgelöst werden.

Die Knechte sollen abgelohnt und zu Schiffe nach Deutschland gebracht werden, aber für den Schlachtenmonath und Abzugsmonath nur gewöhnliche Löhnung erhalten. Invor hatte der König am 30. August 1565 zugesaget, für den Abzug 1½ Monath Sold zu zahlen, und die Vergütung der von den Soldaten verbrannten Bürgerhäuser, Bäume und Staken und der bey den Bürgern gemachten Schulden zu übernehmen. Als der Oberste abgedankt ward, drangen Soldaten und Hauptleute ihrer Bezahlung wegen in ihn, drohten mit Feuer und Schwert, und behaupteten, er habe die 244 000 Rthlr empfangen. Georg grämte sich darüber zu Tode.“

Soweit die Chronik. Der Kurfürst von Sachsen erreichte dann auch, daß Friedrich II., der Dänekönig, sich verpflichtete, jedes Jahr 10 006 Rthlr zu bezahlen. Gezahlt worden ist aber in Wirklichkeit nichts, und deutsche Heeresbereitschaft ist mit Undank gelohnt worden. So machte die Wirklichkeit die Wahrheit des Wortes auskanden: „An Fürstenthum soll man nicht drehn und deuteln“ und ließ dafür die alte Spruchweisheit bestehen: „Dürres Blatt und Fürstenthum nimmt ein jeder Wind mit fort.“ Ein anderer Fall von verlaufenen Landeskindern führt uns in die Geschichte des ehemaligen deutschen Kurfürstentums Hessen-Cassel. Auch hier war es ein Friedrich II., Wilhelms VIII. Sohn. Letzterer, der im deutschen siebenjährigen Kriege als britischer Bundesgenosse mitkämpfte, starb 1760, und hinterließ am 14. August die Regierung seinem 1720 geborenen Sohne Friedrich II. Dieser führte ein sehr prunkvolles Leben, und da eine glänzende Hofhaltung immer sehr viel Geld kostete, war immer Ebbe in der Hofkassette. Außerdem war er ein sehr streitsüchtiger Herr, der besonders sich die Vermehrung seines Heeres angelegen sein ließ, so daß das Heereskontingent auch nicht im entferntesten im Einklang mit der Kleinheit des Landes stand. 1740 vermählte sich der heffische Erbprinz mit Maria, der Tochter des Königs Georg II von England. So entstanden enge Beziehungen zum englischen Königshause, und es ist wohl zu verstehen, daß zu Zeiten finanzieller Not der königliche Schwiegervater oftmals Geldgeber sein mußte. Als nun aber England durch seine Verwicklungen in Nordamerika Soldaten gebrauchte, verstand sich Friedrich II. von Hessen-Cassel dazu, ein Heer von 12 000 Mann dem englischen Könige gegen Nordamerika zur Verfügung zu stellen. Von 1776—1784 kämpften die heffischen Truppen im englischen Solde für Englands Interessen in Nordamerika, und der heffische Fürst erhielt für diese militärische Unterstützung die nette Summe von 21 276 778 Rthlr, wodurch er seine mäßliche Vermögenslage bessern konnte.

Noch ein zweiter deutscher Staat hat zu gleicher Zeit dem englischen Könige Truppen zur Verfügung gestellt, es war das Herzogtum Braunschweig. Damals regierte im Welfenlande der Herzog Karl I., der Sohn Ferdinand Albrechts, des ersten braunschweigischen Herzogs aus dem Hause Verern. Er war der älteste Sohn einer kinderreichen Fürstengruppe, der 8 Söhne und 6 Töchter entsprossen waren. Als er am 13. August 1735, erst 22jährig, die Regierung antrat, befand sich das Land in einer sehr mäßlichen Lage. Durch die verschwenderische Hofhaltung und die große Summen erfordernde Wartbarkeit eines Anton Ulrichs († 1714) und August Wilhelms († 1731) war das Herzogtum über alle Maßen verschuldet. Gerade Anton Ulrich war es ja gewesen, der nicht ohne Geschick die Rolle eines kleinen Ludwig XIV. spielte. Er ließ z. B. mit ungeheuren Kosten im italienischen Stile das Schloß zu Salzdahlum erbauen, in dem später die Hochzeit Friedrich des Großen (12. Juni 1723) mit Elisabeth Christine, der Schwester des Herzogs Karl gefeiert wurde. Maritäten jeglicher Art zierten dies „Klein Versailles“. In dem mit Steinernen und hölzernen Statuen überaus reich ausgestatteten Schloßpark wurden italienische Obern in einer Pracht der Ausführung gegeben, die dem am französischen Königshofe üblichen Aufführungen nichts nachgaben. Daß dabei die öffentlichen Kassen meist leer waren, ist nicht zu verwundern. Und dieses Erbteil trat Karl I. an, der aber nicht der Mann war, in dieser Beziehung Wandel zu schaffen. Unter ihm mehrten sich die Kosten der Hofhaltung dergestalt, daß die treuen Räte mit Besorgnis der Zeit entgegenzusehen, in welcher der Herzog seine völlige Zahlungsunfähigkeit werde eingestehen müssen. Um den kostbaren Bau eines Schlosses in Braunschweig, die Kosten für eine reichbesetzte Kapelle, für ausländische Tänzer und Tänzerinnen — erhielt doch z. B. Niccolini als Ballettmeister ein Jahresgehalt von 30 000 Talern, Lessing erhielt als Bibliothekar 300 Taler — decken

zu können, mußten die armen Landeskinder bluten. Der Ausbruch des amerikanischen Freiheitskampfes bot dem Herzog eine ungeliebte Gelegenheit zum Gelderwerbe. Schon 1756 hatte der Herzog an England das Fürstentum Blankenburg auf 20 Jahre verpachtet und dafür eine Summe von 2 000 000 Taler erhalten. So befand sich der braunschweigische Herzog in einem Abhängigkeitsverhältnisse zu England, und es ist insulgedessen zu verstehen, nicht zu verzeihen, daß er im Jahre 1776 durch seinen Minister Geronce*) mit dem englischen Obristen Jancitt einen Subsidienvertrag abschließen ließ, wonach der Herzog an England 4330 Mann zur freien Verwendung im Dienste in Europa und Amerika zu liefern hatte. Ein schändlicher und verwerflicher Menschenhandel war diese verachtenswerte Tat, die nur des schönen Wetters wegen und doch um fürstlichen Menschen zu können — schon damals erforderte das braunschweigische Abwehr jährlich 100 000 Taler Zuschuß — geschehen ist. Man suchte zwar nach Rechtfertigungsgründen. Der Staatsbankrott stand vor der Tür, man erwählte, daß von jeher auch andere Staaten solche Subsidienverträge abgeschlossen hätten, man stützte sich auf die Genehmigung der Landstände und hob zur Entschuldigung hervor, daß nicht gezwungene, sondern freiwillige Truppen geworben seien, das ändert aber alles nichts an der Tatsache, daß dieser Verkauf ein leichtes Mittel war, um die fürstliche Schatzkammer zu füllen. England zahlte für damalige Zeiten ganz erlesene Summen, nämlich vorweg 1 200 000 Taler, dann eine jährliche Subsidie von 61 500 Talern, solange die Braunschweiger im englischen Solde standen und noch zwei Jahre nach Beendigung des Vertragsverhältnisses die dopelte Summe von 129 000 Talern jährlich. Während des ganzen Feldzuges haben sich die braunschweigischen Truppen unter dem Obersten von Kiedeser durch ihre Tapferkeit und Manneszucht vorzüglich ausgezeichnet, bis der Rest 1783 in die Heimat zurückkehren konnte.

Und noch ein anderesmal kamen Braunschweiger Truppen in größerer Zahl nach England, diesesmal allerdings unter ganz anderen Umständen, dieses Mal Zuflucht suchend vor der Macht des eroberungslustigen Corsen, ein Uhl findend nach jenem kühnen Zuge von Nachod in Böhmen bis Elsfleth an der Weser, mitten hindurch durch des Feindes Land und auf den Fersen gefolgt von den Truppen des Generals Menck und Gratien.

In schwerer, trüber Zeit nicht zu verzagen, allen Schlägen des Schicksals männlich die Stirn zu bieten und inmitten von Trümmern aufrechten Hauptes dahinzuschreiten, so kennzeichnete sich der Lebensweg des kühnen „schwarzen“ Herzogs Friedrich Wilhelm, der einer erdrückenden Uebermacht zum Trotz den Kampf gegen Napoleon aufnahm. Schon im Anfange des Jahres 1809 hatte er in Böhmen ein fliegendes Korps, bestehend aus Mannen, Husaren, Jägern und leichtem Fußvolk gesammelt. Das war die Schar des Todes, schwarz, in ihrer Uniform, am Tschako den silbernen Totenkopf, der einen jeden dieses Freikorps mahnte, im Kampfe um die verlorene Ehre willig sein Leben einzusetzen. Am 14. Mai 1808 hatte der Herzog Friedrich Wilhelm die böhmische Grenze überschritten, am 11. Juni zog er mit seinen „Schwarzen“ in Dresden ein. Am 1. August war er in Braunschweig und am 3. August bereits in Hannover. Sein Ziel war Helgoland und später England. Mienburg a. d. W., Hoya, Delmenhorst und Elsfleth waren die Hauptstationen dieses kühnen Eilmarsches zur Küste. Es dürfte interessant sein, einiges über die Einschiffung des Heeres in Elsfleth hier hinzuzufügen.

Am 6. August 1809, so meldet uns ein genau geführtes Tagebuch*), zwischen 7—8 Uhr morgens, kamen zuerst einige braunschweigische Husaren in den oldenburgischen Flecken Elsfleth gesprengt, zwangen den daselbst zum Schutze des Weserzolls befindlichen Wachtposten zur Niederlegung der Waffen und tündigten die Ankunft der gesamten braunschweigischen Reiterei an, die auch kurz darauf unter dem Befehle des Generals von Weißen folgte. Dieser Offizier verlangte sofort, daß zwei Dreimaister in segelfertigen Zustand gesetzt würden, und als man ihm bedeutete, daß mindestens 8 Tage damit vergehen würden, erklärte er sich damit einverstanden, daß die in Elsfleth befindlichen kleineren Transportschiffe zur Aufnahme des Korps in Bereitschaft gesetzt würden, der Weserzollverwalter, Kanzleirat Wardenburg entsprach diesem Verlangen und gab die nötigen Anweisungen.

Bald darauf kam der Herzog, der im Wardenburg'schen Hause Wohnung genommen hatte, und zu der Tochter des Hauses, die ihm einen Trunk reichte, tränensichthen Auges sagte: „Sie glauben nicht, wie schmerzhaft es ist, so sein Vaterland verlassen zu müssen.“ In Elsfleth waren nicht genügend Fahrzeuge vorhanden, das ganze Korps aufzunehmen, die Kavallerie und ein Teil der Infanterie mußte daher weiter weserabwärts in Brate sich einschiffen. Als letzter verließ der Herzog oldenburgischen Boden. Dem Kammerat Hansen von der oldenburgischen Regierung, der ihm riet, auf eine persönliche Sicherheit Bedacht zu nehmen, antwortete er: „Wofür halten Sie mich? Glauben Sie, daß ich meine Leute verlassen werde? Das ist keine Manier! Ich bleibe bis auf den letzten Mann.“ Und dann kam der Bremer Kahnführer Meincke Meyer, der Zoll bis Bremer Lehe bezahlte, in Wirklichkeit aber nach Helgoland segeln wollte, an die Zollwarte. Ihm gab der Herzog den Rittmeister Pott und einige andere Offiziere an Bord, die das

*) eigentlich von Rotentreu.

*) Aus dem Tagebuche des Generals Fr. L. von Wachenholz, der den Zug als Secordolientenant mitmachte.

Nahen der Braunschweiger in Helgoland ankündigen und die Entgegenschickung englischer Schiffe veranlassen sollten. Auf der Segelscholle von Detjen aus Begegnung verließ der Herzog das deutsche Vaterland. Aber noch einmal, ehe das rettende Meer erreicht war, sollte der Herzog einem feindlichen Angriffe ausgesetzt sein. Vom Fort Karlsburg und der Geestendorfer Batterie aus wurden die Schiffe des Herzogs heftig beschossen. Außerhalb des Bereichs der Kanonen gingen die Schiffe dann bei Lang-Lütgenland vor Anker. Am 9. August langten die braunschweigischen Truppen auf Helgoland an, und bereits am 11. August konnten sich die braunschweigischen Truppen nach England einschiffen. Da nach einer Verfügung englischer Festland von fremdem Militär nicht betreten werden durfte, wies man dem Herzoge und seinen Truppen die Insel Wight an. Am 25. September 1809 traten alsdann die braunschweigischen Truppen als ein für sich bestehendes und den Namen des Herzogs führendes Korps in den englischen Seeresdienst über. Es waren im ganzen 1348 Mann, die nach tapferer Bewährung in den Kämpfen auf der spanischen Halbinsel, soweit sie mit dem Leben davorkamen, erst in den Novembertagen 1814 in England und Bremer Lehe nach fünfjähriger Abwesenheit den deutschen Boden wieder betraten.

Ein Andenken, dauernder als Erz und Stein, hat sich der Herzog Friedrich Wilhelm nicht nur in den Herzen seiner Braunschweiger, sondern Deutschlands für alle Zeiten errichtet. Bei Anatrebras besiegelte er sein Leben mit dem Heldentode, ein echter deutscher Mann voll Mut und Kraft, ein leuchtendes Beispiel für uns alle, die an ein Wiedererstehen deutscher Größe nicht verzagen wollen. (Fortsetzung folgt.)

Wie ein Bremer Doktor 1521 die fehlenden Bücher des Titus Livius fand.

Mitgeteilt von Lehrer Ad. Krönke (Klingstedt).

(Nachdruck verboten.)

Vor einiger Zeit wurde die gelehrte Welt durch eine Nachricht aus Italien alarmiert, die besagte, daß die verlorenen Bücher des Titus Livius aufgefunden worden seien. Mit einem Male hört man nichts mehr von dem seltsamen „Fund“. Die Vernünftigen meinen, daß es, besten Falls, nur ein Scherz war. Im folgenden werden wir lesen, wie diese unwiederbringlichen Schätze schon 1521 zerstört worden sein sollen, demnach also kaum mehr aufgefunden werden können. Ob auch diese gut verbürgte Mitteilung nur dem Hirn eines Mannes, der gern berühmt werden wollte, entsprungen ist, oder ob sie auf Wahrheit beruht, wollen wir heute unerörtert lassen. Nachstehend die Urkunde (nach Uebersetzung in die heutige Schreib- und Sprechweise):

„Anno 1521 ist Herr Doktor Martin Gröning, aus Bremen gebürtig, gestorben, von welchem folgende merkwürdigen Worte zu lesen sind: „Desselbigen Jahres, nämlich 1521, starb Doktor Martin Gröning, ein Bremer Kind und Kantor im Dom zu Bremen, ein sehr gelehrter Mann. Der hatte zu Rom im Kolleg öffentlich die Wissenschaften gelesen. Er fand die Dekaden und Bücher des Titus Livius, die man nicht hat, sondern verloren sind. Sie waren geschrieben und hatten bisher in Norwegen in Drontheim in der Bücherei gelegen. Die bekam er zu seinen Händen und schrieb es an seinen guten Freund Philippus Beroaldus, des Papstes obersten Bibliothekar. Der schrieb ihm wieder, er solle damit nach Rom kommen, er wolle dafür einstehen, daß ihm zukame außer der Wegzehrung tausend Dukaten zur Verehrung. Aber Martin starb in der Zeit. Da wurden die gefundenen Bücher des Livius von Kindern und anderen, die davon keinen Verstand hatten, zerrissen und verdorben. Das ist zu beklagen, und sind also diese edlen Bücher wieder verloren und nicht an den Tag gekommen.“

Das Amt Hagen im Laufe der Zeit.

Von Lehrer Schneider (Neuenlande).

(Nachdruck verboten.)

I.

Das Schloß.

Wann das Schloß oder Haus Hagen erbaut worden ist, läßt sich nicht einwandfrei feststellen. Erwähnt wird die Burg in der Geschichte erst 1211, als sie von den Osterstädern belagert wurde. In der Zeit der Stedingerkriege oder kurz vorher werden wir wohl die Erbauung annehmen dürfen. Um diese Zeit hatte Hartwig II. von Uthlede die Würde des Erzbischofs von Bremen inne. Unter ihm lebten sich die Stedinger gegen das harte Regiment auf. Das kann der Grund zur Erbauung der Burg Hagen gewesen sein; denn nur gegen die Angriffe dieses Friesenstammes konnte die Burg an diesem Platze ihren Zweck erfüllen.

Andere nehmen an, daß die Burg schon zur Zeit der Normannen- und Wikomannenkriege erbaut worden sei, etwa zu der Zeit, da die Stoteler Burg entstand. Das dürfte aber kaum einleuchten, denn die Burg konnte den umherstreifenden Feinden gar keinen Einhalt gebieten, und wird aus diesem Grunde damals noch nicht vorhanden gewesen sein. Der Name Hagen kommt allerdings schon in einer Urkunde des Jahres 1110 vor unter „Hagan“. Ob aber Dammhagen, von dem hier gesprochen wird,

gemeint ist, kann nicht ersehen werden, denn es gibt auch noch Dorf Hagen, das wahrscheinlich das ältere Dorf ist. Nach diesem Dorfe wird das Schloß, die Burg wohl ihren Namen erhalten haben. Auf dem Damm hat sich dann ein neues Dorf gebildet, wie es ja noch heute aus der ganzen Anlage des Dorfes zu ersehen ist.

Schloß Hagen und die Stedinger.

Die Stedinger wohnten an beiden Ufern der Weser, im heutigen Osterstade und im oldenburgischen Stedingerlande. Osterstade hat seinen Namen davon, daß es als östlicher Teil (Stodingia orientalis) am rechten Weserufer lag. Das Stedingerland am linken Weserufer dehnt sich etwa aus zwischen dem Einfluß der Ochtmund und der Hunte. Es reicht also nahe an das Bremer Gebiet. Trotz dieses Getrenntseins durch den Strom fühlten sich die Stedinger als ein Volk. Sie waren Marschbewohner, freie Bauern mit eigenem Grund und Boden. Dem früheren Herrn hatten sie nur den Hölzerzins und den Zehnten zu zahlen, Abgaben, die sehr gering waren. Wirtschaftlich standen sie sich gut. Waren sie doch Besitzer großer Viehherden, die auf den fetten Marschweiden prächtig gediehen. Der Wohlstand wuchs und damit auch das Gefühl der Kraft und Stärke und das Selbstbewußtsein. Sie bildeten eine große, freie Bauernrepublik, duldeten keine Herren und Häuptlinge, hatten ihre eigene Gerichtsbarkeit, die von selbstgewählten Richtern ausgeübt wurde und fühlten sich in ihrem kleinen Lande vollkommen unabhängig. Mit der Zeit wurden aber die Lasten und Abgaben drückender, die Uebergriffe der Erzbischöfe Bremens herausfordernder. Man begann damit, Burgen anzulegen, die tatsächlich Zwingburgen waren und von den Stedingern beider Ufer als solche angesehen wurden. Erregung kam in das freiheitsliebende Völkchen und unbesonnene Taten folgten. Von den ersten hören wir 1187 vom linken Weserufer. Die streitbaren Männer versammelten sich heimlich nachts im Walde zu Brohdie, hielten Rat und zogen dann gegen die Zwingburgen, zerstörten und schleiften sie. Die verhafteten Burgmänner wurden erschlagen. Um 1197 erschlug ein Schmied aus Dietshausen den Bremer Domherrn, Freiherrn von Bedersja. Ganz Stedingen kam dafür in den Kirchenbann und mußte sich um 1200 durch eine Buße wieder loskaufen.

Um diese Zeit war Hartwig II. von Uthlede Erzbischof (1184–1207). Unter seiner Regierung ist wahrscheinlich auch das „Haus Hagen“ erbaut, denn nur die Stedinger Unruhen können der Grund dafür sein, daß in dieser Gegend das feste „Haus Hagen“ angelegt wurde. Es war also offensichtlich gegen die Stedinger errichtet, also hier gegen die Osterstädter.

Unter Hartwig II. griffen die Unruhen auf beiden Weserufern ungestört weiter um sich. Der Erzbischof hatte keine Zeit; denn er war überall beschäftigt. So stand er mit den Dithmarschern in Holstein im Kampf und unternahm auch einen Kreuzzug (1196–97) nach dem heiligen Lande. Er war froh, wenn ihm seine Beamten, die er auf das neuerbaute Haus Hagen gesetzt hatte, rechtzeitig den so sehr nötigen Zins ablieferten.

Nach seinem Tode entstand Streit im eigenen Lager. Das bremische Domkapitel wählte den Bringen Waldeemar von Schleswig zum Erzbischof. Er brachte viel Unruhe über das Erzstift und konnte sich um die Stedinger auch nicht kümmern. Dazu kam, daß man einen Gegenerzbischof aufstellte, Gerhard I. von Oldenburg, der auch vom Papste bestätigt war.

In dieser Zeit wuchsen die Uebergriffe der erzbischöflichen Beamten in Osterstade ungeheuer. Das Volk wurde geknechtet und sollte ausgesogen werden. Das ließ sich das freiheitsliebende Osterstade nicht gefallen. Sie rüsteten eine streitbare Mannschaft aus und zogen 1212 vor das feste Haus zu Hagen, denn von dort ging all das Unheil aus. Die Verteidiger der Burg waren aber gut auf dem Posten. Sie setzten die Niederung um die Burg unter Wasser, und so konnten die Belagerer nichts ausrichten. Unverrichteter Sache mußten sie wieder abziehen und weiter die Schandtaten über sich ergehen lassen. Sie selbst wehrten sich aber auch ihrer Haut. An allen Orten und Enden suchten sie dem Erzbischofe und seinen Beamten Schaden zu tun und lenkten so allmählich die Aufmerksamkeit dieser Herren selbst auf sich.

Der Nachfolger Gerhard I. war Gerhard II. Schon lange vorher hatten die Erzbischöfe von Bremen den Gedanken gehabt, Osterstade einmal ganz für sich zu gewinnen. Jetzt bot sich die beste Gelegenheit dazu. Gerhard II. schilderte die Osterstädter dem damaligen Papste Gregor IX. als Abtrünnige und Keker, und bekam die Erlaubnis, einen Kreuzzug gegen diesen Volksstamm zu unternehmen. Ein bunt zusammengesehtes Kreuzheer fand sich in Bremen ein. Zu Wasser und zu Lande fiel man über die ahnungslosen Osterstädter her, um sie für die Belagerung von Hagen und die anderen Uebergriffe zu züchtigen. Das kleine Volk war natürlich solcher Uebermacht nicht gewachsen, führte aber einen Verzweiflungskampf, der auf beiden Seiten große Opfer kostete und mit einer völligen Niederlage der Osterstädter endete. Grauenhaft wütheten die Sieger unter den Ueberlebenden. Die Gefangenen verbrannten man, „zur Ehre Gottes“ auf einem gewaltigen Scheiterhaufen. Ein großer Teil der Bewohner verließ das Land, um sich in den Nachbargebieten eine neue Heimat zu suchen. Den Ort der Schlacht hat man nicht finden können; er wird auch in alten Urkunden nicht genannt. Der Kampf fand am 26. Juni 1233 statt. An die Stelle der früheren Grundeigentümer traten nun Angehörige des bremischen Adels, die nun im Lande ein wahres Schreckensregiment führten. Die Stedinger am westlichen Weserufer wurden im folgenden Jahre (1234) in der Schlacht bei Altenesch vollkommen besiegt und aufgerieben.

Nachdem nun die Osterstader und Stebinger besetzt waren, blieb die Burg Hagen im Besitze der Erzbischöfe von Bremen. Die Grafen von Stotel hatten aber trotzdem das Richteramt bei der „Stalese“ bis zum Aussterben ihres Geschlechtes (1350) inne. 1248 trat der Graf Herbert II. von Stotel die Vogtei Bramstedt an den Erzbischof Gerhard II. ab. 1245 wird aber schon ein erzbischöflicher Vogt und Richter genannt, der das Amt Hagen verwaltete. Die Abtretungsurkunde wurde 1248 bei der „Stalese“ verwahrt, aufgestellt und unterzeichnet. Oberrade scheint noch bei der Grafschaft Stotel geblieben zu sein. Doch läßt sich dies nicht genau aus den Urkunden ersehen.

Erwähnt wird Hagen dann wieder im Jahre 1307, als die Burg in einen Streit der Mitterschaft mit der Stadt Bremen von den Bremern eingenommen wird. Der Erzbischof Bernhard, ein Graf von Wölpe, war von einem Teil des Domkapitels und der Stadt Bremen gewählt worden. Der andere Teil hatte vom bremischen Adel unterstützt den Florentin von Brunthorst gewählt. In den Jahren 1307 und 1308 brach nun der Streit zwischen diesen beiden Parteien aus. Die Stadt Bremen verbannte zahlreiche Angehörige der vornehmen Adelsgeschlechter. Der vornehme Adel empörte sich und rächte sich durch Mord und Brand an den Bremer Bürgern. Jedoch konnte die Mitterschaft der Bremer Bürgerschaft nicht allzulange trohen. Mehr denn 12 ritterliche Burgen wurden von den Bremern erstickt und zerstört, darunter war auch Hagen. Ein für die Ritter und Adligen sehr nachteiliger Friede beendigte die Streitigkeiten.

Im Jahre 1322 wird Lüder von Wersebe als Amtmann in Hagen erwähnt. 1330 war das Haus Hagen im Besitze eines Mitters Liborius und zwar gegen den Willen des Erzbischofs Bernhard Grelle, der das Haus Hagen dann auch wieder einlöste. 1349 raffte die Pest auch im Hagerer Bezirk viele Menschen hinweg. 1350 kam nach dem Aussterben der Grafen von Stotel Haus und Amt Hagen an das Domkapitel und dann später durch Austausch an den Erzbischof selbst.

Nach dem Aussterben der Stoteler Grafen wurde die Grafschaft Stotel bekanntlich in drei Vogteien, Nemer oder Amtsschreibereien geteilt, Stotel, Hagen und Bramstedt. Das Domkapitel ließ jede Vogtei für sich verwalten. Meistens waren jedoch die Burgen oder Schlösser verpfändet und daher im Besitze der Gläubiger der Erzbischöfe. So erging es auch Hagen. Von einer Hand wanderte es in die andere. So ging es Jahrhunderte hindurch. Im Jahre 1546 hatte der Drost von Stotel, Franz von der Dieth, das Haus Hagen als Pfandschilling im Besitze. Es war dies zur Reformationszeit im schmalkaldischen Kriege. Der Drost hielt es mit dem Erzbischof, mit den Scharen des Kaisers. Die Stadt Bremen war schon protestantisch und pfändete dem Drost Hagen und Stotel. Zwei Kriegsschiffe (Sejdenfahrer) wurden ausgesandt und die Bemannung derselben besetzte ohne Kampf Hagen und Stotel. Die Reformation breitete sich immer weiter aus. Der Erzbischof wehrte sich dagegen. Das Volk aber sprach selbst, verjagte die Priester und atmete erleichtert auf, als es vom Druck der katholischen Kirche befreit war. Der damals regierende Erzbischof Christoph von Bremen wehrte sich vergeblich gegen das Andringen der Reformation. Es half ihm nichts. Der Wille des Volkes war mächtiger als er. So kam es so weit, daß er Bremen verlassen mußte und sich nach Verden begab, wo er durch seinen Starrsinn noch allerlei Unheil anrichtete. Das Amt Hagen ging dann im Laufe der folgenden Jahre noch durch verschiedene Hände, wurde verpfändet und wieder eingelöst. Der dreißigjährige Krieg brachte der Gegend nicht so viel Leiden, wie anderen Teilen unserer Heimat. Mit dem Jahre 1648 änderten sich die Verhältnisse gänzlich. Das schwedische Regiment brachte große Erhöhungen der Lasten und Abgaben. Aber die Bevölkerung war unter der Regierung der Erzbischöfe schon allenthalben gewohnt geworden, und so ertrugen sie auch diese Lasten, wenn auch mit Murren. Das Amt Hagen blieb zur Schwedenzeit was es gewesen war. Aus der Schwedenzeit, vielleicht auch noch aus etwas früheren Jahren, liegen eine große Anzahl Berichte über Schandtaten vor, die im damaligen Amte Hagen und in Osterstade geschehen sind. Es handelt sich meistens um Mord und Totschlag. Oft wurden diese Verbrechen sogar an Mitgliedern der eigenen Familie begangen. Sie zeigen uns, wie tief die Sittlichkeit, die Achtung vor dem Leben des Nächsten und vor seinem Eigentum in damaliger Zeit gesunken waren.

(Fortsetzung folgt.)

Gultan un Hektor.

Von Friedrich Jeps.

(Nachdruck verboten.)

Dat möt't woll'n voor gewaltige Bullenbieten wäen hebben, denkt de krädeliche Leser gewis. Wit vörbischoten!

Gultan un Hektor wäen sief Wölen old un nich veel gröter as ne stäfige Gültwust. Ehr Moder, Muffi mit Rom, wär ne Krüzung von Fox, Dackel un Ebit; se har von all dree Rassen so'n beten affkregen. Ol de Eigenschaften; se wär diefig, sül un gefräfig. Schandol kann se ol vör dree molen, aber dat wär för Oma Knewel jüst de Hauptsol. Wat deh se anners mit'n Hund, wenn he nich wachsam wär und up ehr lütt Hus paß, wenn sie ehr Eier un Kartüffels na'n Markt brocht.

Gultan un Hektor wäen von seß Spröhligen de dicksten west;

dat har ehr dat Neben rett. De annern beer wäen jeden mit'n dicken Backsteen um'n Hals in'n grote Kuhl wannert.

Moder Muffi har erst gefäbrlich rementert, ober schließlich tröstete se sit dormit, dat ehr doch noch twee Däupter von euren Leben bleben wäen. Se har all dormit refent, dat se de beiden un immer um sit dult, ober dat wäen gewaltigen Krümm. Oma Knewel quäl sit doch nich ut luter Plaker mit sinne Ginnen ut. Se, dor wull se Geld ut molen, de schandol also veracht wäen. As reine Edelwasse mit Stammbaum kann se's un so mit'n besten Willen nich anbringen, denn de Wober von Sultan un Hektor wär of man so'n gewöhnlichen Dinnerpommer. Aber Oma Knewel dachte: Hunnen sünd't up jeden Fall, drüllige un spaßige Gesellen sünd't of; also schölt sit dorto of woll Leenhaven sinnen. Se wull de beiden mol up'n Gemüsemarkt mit utstellen.

Dorto wäen se nu selen friseert und rutstasseert. Hektor har so'n Fell as de Düwel sülvst, ober to'n Unglück so'n lütten witten Fleck up'n Rügg, wat doch so beten schenieren deh. Ober Oma Knewel wuß Moat. Se kreg den Pott mit Schowichs her, egenet Fabrikat ut Rienruß un Petroleum, un sung an, Hektor sien Rügg dormit to salben. De witt Fleck verschwund in'n Handumdrehen un Hektor kreg so'n feinen swarten Glanz as'n jungen Luzifer. So, nu is dat marktfähige Wor, dachte Oma Knewel. Se stek de beiden Tiffers in'n Rucksack un pilgerte dormit los. Up'n Markt kregen de beiden Strolche 'n feinen Platz twischen Eiertörben, Arsten, Buttels un Kartüffelsäcken. Ganz erstaunt lesen se de Umgebung an; dat wär doch'n beten ungewohnten Krom. Ober Leenhavers wullen sit doch nich sinnen.

„Drollige Tierchen,“ sä woll de eene oder annere vun de Frensliie, de ehr Eier intöfiden. Aber kopen? Nich mol schenkt wullen se's hebben bi diit düre Leben un de hooge Sonnenstür. Un denn of noch Geld döfdr utgeben? Ne!

Oma Knewel stek de beiden Rüppels werre in'n Rucksack un wanner na Hus. Hier wär de Freud grot. Moder Muffi har ehr Spröhligen all in all Eden söcht. As se nu up eenmol wer to'n Börschen kämen, stimmte Muffi 'n Freudengehen an und de Jungen danzden, dat klung, as wenn'n Tambu 'n Wirbel trum-meln deh.

Ut luter Dankbarkeit, dat se mer no Hus komen wäen, reten de beiden Flegels obends Oma Knewel ehr Köffimüt noch in duzend Fehen. De Kampplatz seeg ut, as so'n Boomwulfeld bi Onkel Toms Hütte. Dat sloop nu ober't Zatt 'n Wodden ut.

„Si verdümmelte Sackermenters,“ reep Oma Knewel, mi schölt si dor doch langs! Sie stek de beiden in'n Sack un güng dormit no'n Rober.

„Schiet de Lumpen dot!“ sä se, „de hebbt mi nu genug brüid.“ De Rober beteet de beiden Gesellen von alle Ranten. „It glöw, dat kunnen noch woll'n poor Höhnerhunnen geben,“ meen he, „it will de Gebrüder man grottreden.“ Ein Olsch har of Spöß an de beiden Raders un wär dormit inverstahn. — Wat de beiden noher ober utreten hebbt, dat geiht up keene Kohnut rup. —

Menschen, Tiere und Geräte im niederdeutschen Sprichwort.

3. Die Kinder.

„n dood Kind hett'n lebendig an't Been.

Speekinner, Deekinner.

Kinner mit Willen kriegt wede vör de Bruen (oder Willen).

Lüttje Kinner, lüttje Sorgen. Grote Kinner, grote Sorgen.

Soväl Kinner, soväl Badderunser.

Lüttje Kinner trät in'n Schoot, grote in't Hart.

Wenn de Kinner in't Bedd sund, is dat Hus grot!

Still Kinner! Badder schrifft sin Nam.

So leew dat Kind, so scharp de Noot.

Kinner un dune Keerls seggt de Wahrheit.

Wit Kinnerpill is't Böllen dat Beste.

„Väl Kinner, väl Segen,“ sä de Koster as he den Döpschilling in de Dackel steet.

„ne gode Moder kann de Kinner woll mit'n Enbagen sögen,

Kinneroog is gröter as Kinnermund,

Kien Kind ward grood sunder Bulen.

Gen Kind, kien Kind. Twe Kinner, Spälkinner. Dree Kinner, väl Kinner.